Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 2

Artikel: Begegnungen
Autor: Burckhardt, Carl J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758567

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BEGEGNUNGEN

Von Carl J. Burckhardt

Die folgenden Aufzeichnungen befinden sich im Zustande des entstehenden Manuskriptes, dem ich selbst, was den Abschluß anbetrifft, keinen Termin, was den Umfang anbetrifft bis auf weiteres keine Grenzen gesetzt habe. Es handelt sich um Erinnerungen, die bis ins letzte Jahrhundert zurückgehen und in denen nach einem bestimmten Plan aktuelle Beobachtungen mit weit zurückliegenden sich treffen.

Wer in seiner Erinnerung nachdenkliche Umschau hält und sich nicht von der Meinung leiten läßt, er habe sich dabei an eine autobiographische Chronologie zu halten, wird die Beobachtung machen, daß im Gedächtnis bewahrte Eindrücke sich nach einer bestimmten Thematik ordnen wie das Ornament im Teppich. Früheste Erlebnisse werden in entscheidenden Vorgängen mittlerer oder später Lebensstufen wirksam, sachliche Aufgaben treten in einem ganz bestimmten Rhythmus, oft in großen Zeitabständen, unter erstaunlich ähnlichen Voraussetzungen auf; es gibt Ergebnisse der Erkenntnis, Steigerungen des Erfahrungsgehaltes, deren Eintreffen nicht nur ganz bestimmte Stellungswechsel und Kristallisationsprozesse innerhalb unseres eigenen Denkens und Fühlens zur Ursache haben, sondern die ausgelöst werden durch äußere Anstöße, die unter sich unendlich verschieden sind — oft handelt es sich um Begegnungen mit den verschiedenartigsten Menschen, die hie und da, da und dort und mit vielen Unterbrechungen auftreten und dabei in merkwürdiger Weise eben durch die innern Vorgänge, die sie auslösen, thematisch verbunden werden. Ein Gespräch, irgend einmal geführt in einer Ecke des Schulhofes vor mehr als einem halben Jahrhundert, kann erstmalig eine Frage stellen, diese Frage gewissermaßen für immer eröffnen. Im Laufe des Lebens erhält sie dann fortgesetzt immer größere Dringlichkeit, indem sie durch neue Anstöße, Ereignisse, Taten, Beobachtungen — oft die allerflüchtigsten — vertieft wird; ja die allerflüchtigsten: durch den wechselnden Ausdruck eines Gesichtes, ein bestimmtes Wort, den Ton einer Stimme, durch Licht, Schatten und Farbe, den Klang des Windes, den Geruch eines Holzfeuers,

immer in Verbindung mit denselben, weit zurückliegenden Begebenheiten des Lebens, die außerhalb des zeitlichen Ablaufes einen engsten Zusammenhang, eine Art von ständiger Gegenwart erhalten, wie ein Melodie, die durch das Lied hindurchführt, von Anfang bis zu Ende.

Es gibt nach Maßgabe unserer individuellen Natur derartige Zusammenhänge, die uns so selbstverständlich sind wie das Atmen, aber auch andere, die uns immer wieder aufs neue erstaunen. Zu den erstaunlichen Erfahrungen gehörte für mich seit frühesten Zeiten das Verhältnis meiner Mitmenschen zu Glück und Unglück, zu diesen zwei untrennbar verbundenen Geschwistern, von denen Nietzsche sagte, daß sie «miteinander groß aufwachsen oder klein bleiben». Bei den meisten Menschen, die mir begegneten, war die Beziehung zu diesem gegensätzlichen Paar, das uns durchs Leben begleitet, sehr aufschlußreich, auch bei den in ihrer Urteilsfreiheit sehr sichern war diese Beziehung meist ebenso primitiv magisch wie bei den von ihnen als Erziehungsobjekte betrachteten sogenannten zurückgebliebenen Völkerschaften. Manche nahmen das Gute dankbar an, bisweilen auch das Ueble als Prüfung. Menschen aber, die innerhalb der großen Alternative Freud und Leid furchtlos waren, habe ich nicht sehr viele getroffen. Das Verhältnis zu den beiden Mächten war bei den meisten ein mühsam aber vergeblich verhülltes. Einige wenige lernte ich kennen, die der Entscheidung über ihr Geschick in völliger Freiheit gegenüberstanden.

In meiner frühen Kindheit flog einmal ein Vogel ins Zimmer, schlug dann gegen die Fensterscheibe, taumelte, flatterte aber wieder auf und fand dann plötzlich den Ausweg: «Der hat Glück gehabt», sagte die alte Frau, die mich beaufsichtigte. Wer weiß, dachte ich, hielt es aber für besser, es nicht zu sagen. Seither, zwischen allen Zeichen glücklichen Uebermutes, glücklicher Gewöhnlichkeit, lauernder Ausschau nach Glück, stillen Hoffens oder tapfern Strebens vom Unglück weg zur Sicherheit, zur Bewahrung, habe ich ein paarmal erlebt, daß jemand unter bestimmten Voraussetzungen sich veranlaßt sah, über Glück und Unglück sich offen zu äußern, ohne die Hemmung durch das von leichtem Schauer berührte Unbewußte, ohne Gedanken an den Ring des Polykrates. Alles, was mit diesem Gegenstand zusammenhängt, bildet — über Jahre verteilt — für mich ein Motiv. Heute möchte ich aus seinem weitverzweigten Zusammenhang einige Vorgänge herausgreifen, weil sie von Persönlichkeiten bestimmt waren, die einer lebendigen Vorstellung entsprechen und deren Verhalten, deren Aussagen deshalb einen lebhafteren Anteil beanspruchen dürften als das Verhalten und die Aussagen von Unbekannten und

Namenlosen, mit denen ich mich in meinen Aufzeichnungen auch befasse und die im Grunde noch gewichtigeres Zeugnis abgelegt haben.

So berichte ich vorerst eine Episode aus den späteren vierziger Jahren: An einem Wintertag, kurz vor seinem Tode, hatte Léon Blum mich zu einem Mittagessen ins Hotel «Matignon», den Sitz der französischen Ministerpräsidenten, eingeladen. Er hatte mir sagen lassen, wir würden allein sein. Als ich nun die große Treppe jener Residenz hinaufging, stieg vor mir ein mittelgroßer Mann, schlank, in einem enganliegenden, leicht auf Taille geschnittenen Paletot, langsam Stufe auf Stufe nehmend, über den roten Treppenläufer. Er trug den Hut auf dem Kopf, seine Schritte waren auf dem Teppich unhörbar. Es ging etwas Seltsames von ihm aus, ich will nicht sagen etwas Unheimliches, aber vergleichsweise etwas wie Blumengeruch mit einer ganz kleinen Beimischung von Schwefel. Sein Nacken, der aus dem seidenen Halstuch herausschaute, war merkwürdig bewußt und gleichzeitig auch wie duckmäuserisch eingezogen. Uralt, getrocknet, fast entstofflicht, gleichzeitig aber auch wieder jünglingshaft wie ein frischer Narzissenstengel im Schnee. Ich beschleunigte meine Schritte — etwas trieb mich, diesen Mann zu überholen und ihn anzuschauen. Ich wollte wissen und aus dieser widerspruchsvollen Empfindung hinauskommen. Jetzt sah ich das Profil, wie aus einem Marmorstück geschnitten, aber einem Marmorstück, das lange im Regen gestanden hatte, einem Marmorstück, das alle Wetter kannte, aber Wetter der Großstadt; dann machte das Gesicht eine leichte Wendung, es kam ein mir von Bildern wohlbekannter Ausdruck zum Vorschein, ein Ausdruck von zerstörter, sagen wir geprellter Reinheit, zugleich von unendlich klugem, alles wissendem und seiner selbst doch nicht sicherm Spott. Und dann endlich traf mich unter Brillengläsern der braune, mißtrauische und zärtliche, scharfe und gleich wieder verschleierte Blick — und jetzt erst erkannte ich den Mann: es war André Gide. Er begab sich zu demselben Frühstück, an dem noch eine sehr bekannte überseeische Journalistin teilnahm. Dies ist das einzige Mal, daß ich André Gide getroffen habe; ich hatte ihn nach den Bildern erkannt. Wir kamen gleich ins Gespräch über unsern gemeinsamen Freund, den unvergeßlichen Zürcher Zoologieprofessor Johannes Strohl.

Wer Gides Tagebücher gelesen hat, ist auf ihren Seiten oft auf Strohl gestoßen. Von wenigen Menschen spricht er mit soviel Ruhe, mit einer abgeklärten, von keinem Zweifel berührten Freundschaft und Dankbarkeit; Strohl erscheint wie unberührt von Gideschem Zweifel, ihn trifft nicht der doppelte Blick, zu ihm steht der fran-

zösische späte Moralist in einer wunderbar sicheren und einfachen Beziehung.

Als seien wir alte Bekannte, sagte mir Gide gleich bei der Begrüßung: «Unser Freund, unser unvergeßlicher Freund», und er fuhr fort: «Il avait tout, mais il n'avait pas de chance, il a été martyrisé, vous l'avez deviné, vous l'avez su. Il était incomparable par sa bonté et par sa liberté, il était lumineux.» Und dann, mit einem seltsamen Aufblitzen, einem Blick aus den Augenwinkeln: «Il ne démasquait pas son prochain» — und nach einem kurzen Nachsinnen etwas sehr Ueberraschendes: «Il faisait penser à St-François» — aber beim Aussprechen dieses Namens glitt ein verdächtiger Widerschein übers Gesicht, der bedeutete, daß die Gültigkeit dieses Vergleichs dahingestellt bleibe, sich unentschieden halte wie die bewegte Zunge einer Waage, daß vielleicht Persiflage dabei sei — etwas Persiflage, wieviel? Genau soviel als nötig für die literarische Qualität des Sprechenden, der nicht wirklich solch abgebrauchten Vergleich benützen darf, vielleicht auch keine Persiflage, sondern nur eine automatische Vorkehrung der Vorsicht, weil dieser Vergleich, der dem Widerwilligen sich überraschend aufgedrängt hatte, nicht zu seinem Stil paßte, dieser Name, den er sicher ungern aussprach und den er infolgedessen durch die Mimik in Frage stellen mußte. Zuletzt aber dann, ganz zusammengefaßt, als sehe er etwas leibhaftig, äußerte er: «Cette ligne si sévère dans ce visage si doux.»

Vorerst hatte ich keine Zeit, über das merkwürdige «il n'avait pas de chance» nachzudenken. Léon Blum zog uns beide ins Gespräch. Er, der Hausherr, wie sein illustrer Gast, standen beide vor dem Abschluß ihres Lebens. Eine leidenschaftslose Weisheit zeichnete Blum in seinen letzten Zeiten aus. Im Jahre 1945 schon hat er mir einmal gesagt, es werde ihm immer schwerer, die Konflikte, an denen die Zeitgenossen sich aufrieben, leidenschaftlich wie früher mitzuerleben. Während seiner Gefangenschaft in Buchenwald, deren wahrscheinlicher Abschluß trotz der Vorzugsbehandlung, die er genossen habe, sehr ungewiß gewesen sei, seien ihm so viele Motive der menschlichen und der geschichtlichen Aktion ungeheuer relativ, ja sinnlos erschienen. Es sei ihm das Merkwürdige geschehen, daß er damals wohl das bekannteste Buch, das er vorher nie wirklich gelesen habe, nun kennenlernte, und zwar durch einen Mithäftling, den man ihm zu seiner Bedienung zugeteilt habe, einen sogenannten ernsten Bibelforscher, der ihm immer Bibelstellen zitiert habe, so daß er dann schließlich selbst das Alte Testament, die Geschichte des jüdischen Volkes, ganz durchgelesen habe. Er meinte, es sei seither nichts mehr

geschehen, und nichts mehr habe zur Diskussion gestanden, was nicht dort schon — wie auf dem Grunde eines dunkeln Spiegels — zu finden sei. Nach den Spannungen, er sagte der «Voltage», dieses Buches sei viel Zeitgenössisches ihm plötzlich spannungslos erschienen. (Angesichts eines ganz frühen Wollens und Strebens hätte ihn eine Art von relativierender Verzweiflung beschlichen.) Trost innerhalb seiner damals immerhin äußerst prekären Situation habe er schließlich nur noch bisweilen in ganz kleinen unbeträchtlichen Dingen gefunden, beispielsweise im Besitz (ja im persönlichen Besitz) von einigen belanglosen, kleinen Gegenständen, die man ihm nicht weggenommen habe, beispielsweise einer kleinen Schale chinesischen Ursprungs.

Als wir nun an Blums Tisch saßen, führte vorerst die amerikanische Journalistin das große Wort; sie hämmerte immer wieder auf denselben Punkt — es war die Zeit der großen Nachkriegsprozesse —, und sie verlangte mit Vehemenz Strafgerichte, während sie ihren Hummer verzehrte. Da ging plötzlich über das Gesicht unseres Gastgebers ein müder, ungeduldiger Zug, er unterbrach die Erboste, wandte sich an mich und fragte: «Mir ist erzählt worden, jemand, Sie kennen ihn gut, habe einmal während des Krieges eine Spielbank gesprengt und habe dann den ganzen großen Gewinn auf dem Tisch liegen lassen und sei weggegangen. Stimmt das und warum handelte er so?» Auch die Journalistin hatte sich mir nun zugekehrt und rief: «Ja, warum tat er das?» Ich stellte richtig und sagte, er habe nie eine Spielbank gesprengt, er habe nur in überraschender Weise einen sehr großen Spielgewinn gemacht. Und ich erzählte, daß der Betreffende im Jahre 1941 nach London fliegen mußte und in Lissabon tagelang auf eine Fluggelegenheit gewartet habe, daß die Fliegerei von Lissabon irgendwohin nach England, damals, gegen Ende des sogenannten Luftblitzkrieges, nicht sehr friedensmäßig gewesen sei. Er habe immer auf Pikett gestanden, weil zu jeder Stunde, bei Tag und Nacht, die Mitteilung eines bevorstehenden Startes habe eintreffen können. Infolgedessen sei er nur ein einziges Mal abends von seinem Lissaboner Hotel weggegangen, als einige Diplomaten ihn in ein eine Stunde Wagenfahrt von der Hauptstadt entferntes Landhaus mitgenommen hätten. Damals habe er früh zur Rückfahrt nach der Stadt gemahnt. Dann, auf dem Rückwege, sei man durch Cintra gefahren, und für die Begleiter sei es augenscheinlich schwierig gewesen, an einem Spielkasino vorbeizufahren. Sie kehrten somit ein, um eine Partie Bakkarat zu spielen. Der Gast war für die Weiterfahrt von ihrem Wagen abhängig. Sie versprachen ihm, nur eine knappe Stunde zu bleiben. Er rief in seinem

Hotel an, um zu fragen, ob eine Meldung vom Flugplatz eingetroffen sei; das war nicht der Fall, und so blieb er denn. Während die andern sich zum Spiel setzten, dessen Regeln er nicht kannte, strich er durch die Säle, und schließlich, um sich die Zeit zu vertreiben, legte er eine 100-Escudos-Note auf die Nummer sechs eines Roulettetisches — die Nummer sechs fiel, er nahm Gewinn und Einsatz und schob sie auf Nummer sieben. Sieben fiel. Da wurde ihm ungemütlich zumute. Er zog seinen Einsatz, das heißt die 100 Escudos, aus dem Notenberg, der sich vor ihm auftürmte, und schob den Gewinn einer ausgebluteten, armseligen, alten Spielratte hin, die ohne Einsatzmöglichkeit mit starrem, habgierigem Blick dem immerhin seltenen Vorgang zugeschaut hatte. Dann ging er weg.

«Wegen eines unheimlichen Gefühls?» rief Gide nun plötzlich und mit größter Aufmerksamkeit. «Was denken Sie, was war das für ein Gefühl? Können Sie es analysieren, interpretieren?»

«Nachträglich scheint das allzu leicht», antwortete ich, «aber wahrscheinlich wäre die Interpretation zurechtgemacht. Ich glaube, daß er, so sagte er damals, sein Glück für den Flug bewahren wollte, und daß er deshalb dieses ihm zugeflogene Gut opferte, um nicht eine Glücksmöglichkeit durch einen solchen im Grunde erbärmlichen Zufall zu verausgaben. So ähnlich wird es gewesen sein. Man würde sagen, er habe einen Rückfall gehabt in eine archaische Opferhandlung.»

«Das rührt», meinte nun aber Gide, «an eine Frage, die mich mein ganzes Leben lang beschäftigt hat. Es rührt an ein Weltgesetz, das Gesetz der Kompensation von Glück und Unglück.» Und immer eifriger: «Ja, ganz richtig, Glück ist dem Gesetze der Kompensation unterworfen, dafür gibt es für jeden wachen Beobachter eine Unzahl von schlagenden Beispielen. Man könnte unzählige anführen, im übrigen, wissen Sie: die klügsten Dinge über Glück und Unglück haben nicht unsere Moralisten gesagt, sondern Friedrich Nietzsche.» So sprach der Uralte, so kurz vor seinem Weggang.

André Gide hat im Laufe seines langen Daseins viele zur Bewunderung hingerissen, viele zum Zorn gereizt. Aus der Mischung von beidem setzt sich im allgemeinen der menschliche Ruhm zusammen. Sein Freund Jean Schlumberger erzählt: Am Ende seines Lebens fand man ihn immer vor einem großseitigen Heft, dessen Blätter er mit seinen gedrängten Schriftzügen bedeckte. Fragte man ihn, was er schreibe, so pflegte er zu antworten: «Alles, was mir durch den Kopf geht, wie es gerade kommt, ohne nachzulesen.» Seinem Freunde sagte er: «Der Titel dieses letzten Werkes wird

lauten ‚Amen' oder ‚Les jeux sont faits'.» Darin liegt sein ganzer Stil: auf der einen Seite ein Wort aus den innigsten Bezirken der menschlichen Geheimnisse, auf der andern Seite ein Wort trivialsten Ursprungs aus den Spielsälen. Ungefähr zur gleichen Zeit sagte er: «Die Dinge nehmen, wie sie sind, mit den Karten spielen, die man in Händen hat, sich wollen als der, der man ist (und damit wäre man beim Existentialismus angelangt, aber er fährt fort), was einen nicht hindern soll, gegen alle Lügen, alle Verfälschungen anzukämpfen.» Und hier ist er wieder Ethiker. Gide hat auch in seinen frühen, religiösen Zeiten keinen Träumereien über das Jenseits nachgehangen. Das Reich Gottes sei nur hier und jetzt, meinte er. Seine unermüdliche Neugier galt der Erde und den Menschen, den Rätseln der Natur und allem, was uns in uns selber zu entdecken bleibt. Er hat lange gelebt, er hat immer beobachtet, überlegt, aufgeschrieben und gesprochen, er hat Zeit gehabt, alles zu sagen, was ihm wichtig war. In seinem *Journal* schreibt er: «Schon hat der Tod sich zwischen mich und die Welt eingeschlichen; die Dinge (und Wesen, doch diese etwas weniger) rücken von mir ab, und der innige Zusammenhalt beginnt sich aufzulösen. Ich habe Abschied genommen; ich bin verabschiedet; daran ist nichts mehr zu ändern.» Und dazu die Nachschrift: «Oder auch — es ist mitunter ein schönes Schauspiel, zu sehen, wie einer sich an das Leben klammert, sich weigert, es fahren zu lassen, aber nicht immer; und in gewissen Fällen, wie dem meinigen, ist es schicklich, sich zu fügen.»

Zwanglos, ebenmäßig immer, gerade bei den ernstesten Dingen nach dem schlichtesten Ausdruck strebend. Montaigne fühlte er sich brüderlich verwandt, er liebte es, jenen Satz der Essais anzuführen, in dem der Verfasser vom Tode sagt: «Lieber im Sattel sterben als im Bett, außer Hause und fern von den Menschen.» Das antike Zeremoniell, das Pathos beim Tode La Boéties wie alles Repräsentative und Ornamentale ärgerte ihn.

Und nun diese Worte über Johannes Strohl, ohne Einschränkung, beinahe pathetisch.

Auf meinem Rückweg vom Matignon an die Rue de Grenelle dachte ich darüber nach, dachte ich an Strohl, den jung Verstorbenen; wenn ich über ihn schreiben müßte, sagte ich mir, so könnte es nur eine laudatio sein. Ich sah ihn wieder vor mir, und dazu Gide, der ihn aus den Augenwinkeln betrachtete und im Kontakt mit Strohls Gesicht immer ruhiger und entspannter wurde. Strohls Gesicht: es gab drei Mächte, die von diesem kindhaft leuchtenden Gesichte ausgingen: Güte, Strenge und Freiheit.

Seine Güte war von seltener Art. Sie wirkte nicht, wie bei den

meisten Menschen, durch den Vorsatz, als Absicht eines Tuns in Beziehung zum Mitmenschen. Sie war einfach da, unbeirrbar, in der Gegenwart. Sie kannte keine Enttäuschungen, sie überwand, ohne sie zu spüren, alle Hindernisse, sie floß wie aus einem Born. Sie hob den Gegensatz von Kraft und Schwäche in sich auf, sie entsprang aus dem einen wie aus dem andern. Es handelte sich bei ihm auch nicht um die so häufige nachträgliche Güte, sie bestand nicht aus Reue, aus Verzeihen, aus Wiedergutmachen. Sie hob von vornherein die Gelegenheit zu solchen innern Haltungen wie Reue, oder Gefühlshandlungen wie Verzeihen auf. Sie war da, als eine beständige, beherrschte Kraft — nach jeder Begegnung mit Strohl ging man gekräftigt fort.

«Cette ligne si sévère dans ce visage si doux» hatte Gide gesagt, ja, die Linie, die von der hohen Stirne zu den Wangen lief, die diese einzigartigen hellen Augen mit einer herben Schattengrenze umschloß wie gedankenvoll hinziehende, dunkle Gebirgskämme die Bläue des Firmamentes. Seine Strenge hing mit der eigentümlichen Natur seiner Güte zusammen; denn seine Güte war wie ein Licht, das überall, wo es hindrang, nur die Wahrheit zuließ, und überaus streng war in seinem Wesen die absolute Abgrenzung von allem Unwahren. Aber dieses Abgrenzen war nie ein Richten, es war ein Anderssein, ein Ausschließen.

Es scheint für einen oberflächlichen Beobachter verwunderlich, daß ein in seiner Wahrhaftigkeit so strenger Mann zu einer Gestalt wie Gide, mit ihren Winkelzügen und sensationellen Wendungen, zu diesem ewig aufs klügste moralisierenden Demoralisator, in ein so einfaches, so freundschaftliches Verhältnis gelangte. Das hängt mit Strohls Fähigkeit zusammen, in jeder Erscheinung der Welt den geistigen Gehalt an und für sich, die Zugehörigkeit zu einem höhern Prinzip zu erkennen, nie mit lieblosem Vergleichen, ängstlicher Selbstbehauptung an die Erscheinung heranzutreten, jeden lebendigen Vorgang und somit jeden Kampf und Widerspruch zu lieben, Täuschungen, Fälschungen, unlautere Absichten gar nicht entlarven zu müssen, sondern sie durch sein bloßes Dasein, innerhalb seines Umkreises einfach aufzuheben. Dadurch seine Freiheit, ja, «il ne démasquait pas» — er entlarvte nicht, und die Wahrheit hinter jeder Verstellung und Verhüllung ergab sich für ihn im Zusammentreffen mit seiner eigentümlichen Helle. Er vernahm diese Wahrheit in allen Sprachen, in allen Formen und deren ewigem Fließen und Sich-Wandeln, im biologischen Vorgang — wie denn die Biologie, seine Wissenschaft, sich für ihn nicht innerhalb der Erkenntnismöglichkeit seines Zeitalters abgrenzte, oder gar mechanisiert, statistisch vorging, sondern selbst als ein Ganzes

immer wieder hindurchgeführt wurde durch das gewaltige Kraftfeld der Geschichte des menschlichen Geistes. Wir nennen so manchen einen Humanisten, der sich nur mit dem toten Rüstzeug menschlicher Denkvorgänge befaßt, dieser Vertreter der Naturwissenschaften war human, weil er alles beseelte, was er betrachtete.

Ging man mit ihm durch die Natur — ich erinnere mich an einen gemeinsamen Gang am Untersee an einem Juniabend, er sprach von den Fischen, den Wasservögeln, den Insekten —, ging man mit ihm durch die Natur und ließ man sich von ihm die Natur erklären, so tat er es immer wie ein Dichter. Das war möglich, gerade weil er das Greifbare, Tragbare und Meßbare beherrschte, für ihn war deshalb für einmal auch die Allegorie erlaubt. Da waren nirgends Schranken zwischen dem Reiche der Natur und dem Reiche des Geistes. «Il faisait penser à St-François.» In der Natur wie im Geist herrscht das Gesetz der Wandlung, wo vieles, unendlich verschiedenes, immer wieder zum Zusammenhang der Welt führt, an deren Auseinanderbrechen jene andern arbeiten, die ohne diese Liebe sind, welche unsern Freund so nahe zu dem heiligen Franziskus rückte, so daß das Strahlen — «il était lumineux» —, das von ihm ausging, zugleich ein großer Widerschein war, in dem die brüderlichen Gestalten innerhalb der Schöpfung sich spiegelten, ob es Sterne waren, Menschen oder Tiere.

Er war in manchem Büchner verwandt, bei dem er so gerecht verweilt hat, ohne sein dichterisches Genie, aber wohl freier als jener vom eigenen Zeitalter. Auch er war ein beständig von den Kräften der Welt durchströmter Geist. Er hielt diese Kräfte aus.

Dieser Elsässer hat aus den Voraussetzungen seines Ursprungslandes und seiner Wahlheimat, der Schweiz, die Möglichkeit gefunden, die Spannung zwischen französischem und deutschem Wesen schöpferisch zu überwinden, beide Wesensarten in sich zusammenzuhalten, eines vom andern aus als Phänomen zu durchleuchten, er war fähig, aufzuzeigen, daß dort, wo im Vordergrund lauter Gegensatz, Zerwürfnis und Anklage herrschten, in Wirklichkeit aus Nehmen und Geben unsichtbar ein gemeinsames Werk sich aufbaut.

Jede Begegnung mit ihm vermittelte die trostreiche Erkenntnis, daß hier und da — selten genug — unter uns einer aufzustehen vermag, der durch sein bloßes Dasein das Gefährliche mit einem Blick seiner ruhigen Augen bannt, und aus jedem Fels, an den er schlägt, Quellwasser springen läßt.

Ja, so ungefähr würde meine laudatio lauten.

Und nun dieses «Il n'avait pas de chance, on l'a martyrisé, vous l'avez deviné, vous le saviez?»

In seinen Tagebüchern berichtet Gide, wie er im Mai 1927 mit Strohl die naturhistorischen Sammlungen in der Universität Zürich besichtigt habe, Krustentiere, Korallen, Insekten — mit leidenschaftlichem Interesse, und er meint, die Erinnerung an den Besuch sei ihm nur dadurch etwas verdorben worden, daß er, anstatt nur zuzuhören, allzusehr versucht habe, seine eigenen Kenntnisse zu zeigen; denn jedes Wort Strohls sei so aufmunternd, anregend, ja exaltierend gewesen. Er habe immer genau dasjenige gesagt, was für ihn, Gide, am förderlichsten gewesen sei, er könnte ihm unaufhörlich zuhören.

Es folgt dann eine Episode in einer Wirtschaft, der «Oepfelchammer», wo Gide, der seinen Schweizer Gastgeber Strohl diesmal eingeladen hat, ein zu kleines Trinkgeld gibt; dies, sagt Gide, die Erinnerung an dieses Versäumnis, habe ihm den ganzen Nachmittag und noch die nächsten Tage verdorben, er habe sich den Kopf darüber zerbrochen, warum er diese Fehlleistung begangen habe, und er sei schließlich zum Schluß gekommen, es sei geschehen, weil er das Gefühl gehabt habe, Strohl betrachte ihn während des Zahlens — und er zitiert, um das hemmende Gefühl, das ihn befallen hatte, zu erklären, sehr fein die Stelle aus dem Theaterstück «Ubu roi», wo Ubu zu seiner Frau sagt: «Sie sind heute sehr häßlich, ist es, weil wir Gäste haben?»

Nachher, und zwar am 10. Mai, erfährt Gide, Strohl habe damals bei dem Mittagessen am 6. Mai seinen Schirm in der Wirtschaft stehen lassen, und Gide schreibt in sein Tagebuch: «Sicher hatte er bemerkt, wie ungenügend mein Trinkgeld war, und so wollte er sich einen Vorwand verschaffen, um wieder hinzugehen und die Sache unbemerkt wieder gutzumachen.» Und er setzt hinzu: «So beschaffen war sein wunderbares Zartgefühl und seine Güte.»

Stimmungswechsel, in dieser Weise gleichsam unter dem Mikroskop betrachtet, mit der Zeitlupe aufgenommen, auf der Goldwaage gewogen, geben sehr genaue Auskunft über einen Menschen. Gide, im Kontakt mit Strohl, wird gleichermaßen im Bereich zartfühlender Güte festgehalten, in der er nicht immer zu verweilen pflegt — gleichzeitig gibt er Auskunft über einen bei ihm in besonderer Weise wirksamen Antrieb, welcher Behagen oder Mißbehagen auszulösen vermag, er ist, wie aus den beiden Feststellungen zu erkennen ist, äußerst abhängig vom Eindruck, den er durch sein Verhalten hervorruft, deshalb sein unhemmbarer Trieb zur Beichte und zur Apologie, der seit Rousseau die

öffentlichen Konfessionen bis zum Aeußersten geführt hat, wobei das durch die Beichte angestrebte Glücksgefühl wohl letzten Endes mit dem Bedürfnis nach Verstandenwerden zusammenfällt, somit wohl mit einem den großen Tätern fremden und femininen Bedürfnis. Glück wäre also nach vollständigem Bekenntnis ein Verstandenwerden über alle Grenzen, und am Ende des Verständnisses womöglich Einverständnis und schließlich Bewunderung. Ist die Bewunderung erreicht, dann ist alles erlaubt, und kein Hindernis steht mehr der Fülle des Gefühls und dem dazugehörenden Uebermut entgegen. Wer alles darf, hat Macht und Glück — und Glück ist für so viele das Empfinden, «daß ihre Macht wächst».

Auch das hat Nietzsche an Stelle des werbenden Bekenntnisses gesehen, als er die Vorsichtsmaßregel der Glücklichen gegenüber dem Neid der Welt erkannte; sie ist die Vorsichtsmaßregel des Puritaners, die er folgenderweise in ein Rezept faßt:

«Wenn unser Glück uns nicht verleumden soll, müssen wir sichtbare Gebrechen an uns tragen.» Und, tiefer gefaßt, bekenntnismäßiger: «Ich liebe den, der sich scheut, wenn der Würfel zu seinem Glücke fällt.» Wobei wir wieder beim Spieler von Cintra angelangt wären. Er geht aber noch weiter in derselben Richtung, wenn er folgendes ausspricht:

«Das Streben nach Glück bezeichnet die halben und nicht geratenen Menschen.» Und das führt mich nun zu der zweiten Begegnung, zu der andern Begebenheit, die ich erzählen wollte. Dort tritt trotziges Postulat an Stelle werbenden Bekenntnisses.

Den meisten ist wohl der Name des deutschen Dichters Ludwig Derleth bekannt, der vor wenig Jahren sehr einsam im Tessin gestorben ist; einige kennen sein Werk: die im Ton der napoleonischen Tagesbefehle gehaltenen Proklamationen, die «Seraphinische Hochzeit», den «Tod des Thanatos», und dann sein großes, spätes Buch, den «Fränkischen Koran», das er am Ende der zwanziger, anfangs der dreißiger Jahre in Basel vollendete.

Derleth stand ursprünglich dem Kreise der sogenannten Münchner Kosmiker, stand Schuler nahe, auch dem Kreis um Stefan George, er löste sich später von allen persönlichen Bindungen und lebte einsam. Er war mit meiner Mutter befreundet, durch sie lernte ich ihn kennen. Als ich ihn im Hotel «Kraft», am Rheinweg in Basel, besuchte, stand er vor mir in priesterlicher Haltung, in schwarzem Gehrock, mit breiter, hochgeschlossener Halsbinde — unter seiner hohen Stirn brannten dunkle Augen, die er unbeweglich, prüfend auf mich richtete. Das Gesicht hatte große Flächen, die an Hegels Antlitz erinnerten, aber es waren nicht, wie bei jenem, eisige Flächen unter den Nordstürmen des Denkens, es

war eine fränkische, weltzugewandte, immer bewegte und warme Ausdruckskraft, die das feierliche Sprechen des großen, starken Mundes fast verwunderlich wirken ließ. Dies für uns westliche Menschen Befremdliche löste sich dann auch jeweils sehr rasch, weil bei Derleth der Uebergang von der seherhaften Sprache zum klugen, oft saftigen, fest zupackenden Humor ein ganz plötzlicher war.

Damals, als ich ihn aufsuchte (es war am Tage und bei vollem Licht) entzündete er gleich nach meinem Eintreten eine Kerze mitten im Zimmer auf einem kleinen Tisch. Dabei behielt er mich immer im Auge und sagte dann, als vollziehe er eine liturgische Handlung: «Stellen Sie mir eine Frage, eine Frage ist ein Licht, das man am Tage entzündet.» Ich war vorerst, an derartiges wenig gewöhnt, so überrascht, daß ich nur zu antworten vermochte: «Später.» Aber wir kamen ins Gespräch, in der Folge in treffliche, reiche Gespräche, und wir blieben immer dem Element des Humors sehr nahe. Eines Tages erzählte er mir von seiner Arbeitsweise, der «Fränkische Koran» gehe der Vollendung entgegen, berichtete er. Er arbeite täglich, täglich beginne er die Arbeit beim ersten Licht, indem er oben, auf einem großen Bogen pergamentartigen Papiers, gleichsam zur Zusammenfassung oder als Weiheakt eine gotische Initiale male, dann folge der Text. Nun aber sei die Stunde des Richtens gekommen, der letzte Gerichtstag über das entstehende Werk habe vor Jahren in Rom stattgefunden, jetzt stehe er wieder bevor. An diesen Tagen würden dem mächtigen Manuskript die verworfenen Seiten entnommen, und sie würden dann in einem Sühneakt Blatt für Blatt langsam dem Feuer übergeben. Er bitte mich nun, am neunten Tage nach diesem Gespräch an einer von Edelkastanien umgebenen und geschützten Stelle, in der Nähe des Hauses, das ich damals im Basler Jura bewohnte, einen kleinen Holzstoß aufzurichten — mit dem Schlag der dritten Stunde nach Mittag werde er sich an der vorbestimmten Stelle einfinden, und der notwendige Akt werde vollzogen werden.

Ich konnte mich damals der trivialen Frage nicht enthalten: «Bei jedem Wetter?» Derleth antwortete: «Es wird helles, windstilles Wetter sein.» Und es war am neunten Tage nach dem Gespräch, bei Anbruch der dritten Stunde nach Mittag, strahlend helles und windstilles Wetter. Derleth, immer in dem priesterlichen Rock, mit einer langen, goldenen Kette um den Hals, kam den steilen Weg herangestiegen, in der Hand trug er zwölf rote, langgestielte Tulpen. Ihm folgte seine junge, schöne Frau und aufopfernde Helferin. Sie trug die schwere Last der pergamentenen Blätter

mit den Initialen und der engen, strengen Kalligraphie des Textes — ich durfte ihr die Last nicht abnehmen. Der kleine Holzstoß wurde entzündet, dreimal umschritt Derleth die aufsteigenden Flammen, dreimal schien er sie mit den roten Tulpen zu berühren — dann aber legte er die Tulpen weg und nahm nun stumm Blatt für Blatt aus den Händen seiner Frau und übergab jedes einzelne mit einer großen, langsamen Gebärde dem Feuer. Als das letzte Blatt zu Asche geworden war, wiederholte er das Umschreiten der Feuerstätte, dann verweilte er noch eine Weile nachdenklich, wandte sich ab und verließ den Ort.

Beim Hinuntergehen sagte ich ihm: «Sie forderten mich bei meinem ersten Besuche auf, Ihnen eine Frage zu stellen. Ich tue es nun und frage Sie, was bedeutete dies, war es ein Weiheakt, ein Opfer, eine Sühne — oder sollte es glückliche Fahrt für das nun beendete Werk herbeirufen?»

Derleth blieb stehen, faßte mich wieder ins Auge wie damals: «Es bedeutet», erklärte er, «einen würdigen Abschied von den Teilen des Werkes, die der höhern Einheit wegen verworfen werden mußten, auch eine Sühne», und dann, fast finster: «Aber, was reden Sie von Glück? Glück ist nicht gut, Glück ist für kleine Menschen, und es verdirbt sie.» Und doch heißt es in seinem «Koran»:

> Er hat das Glück mit zarter Hand gepflegt
> und süße Wollust in dem Keim gehegt.
> Was hundertfältig dann der Saat entsprossen,
> das haben wir erprobt, genützt, genossen,

aber auch:

> Die Schicksal-Lose tragen wir in Händen
> wir wissen nicht, an was wir uns verschwenden.
> Wir träumen, daß wir durch den Aether wallen
> und eh wir's ahnen, sind wir schon gefallen.

Es ist ein weiter Weg von dem klaren, durchsichtigen, vielgerühmten, vielgescholtenen, klugen, erfahrenen französischen Beobachter und großen Schriftsteller Gide zu diesem einsamen, auf einsame Deutsche wirkenden homo magus sive divinans Ludwig Derleth. Es liegt mir fern, einen unlöslichen Gegensatz zwischen Nationen augenfällig werden zu lassen — das wäre allzu billig und auch unrichtig. Immerhin darf man, da wir es streifen, an gewisse Erscheinungen erinnern, die ewig unvereinbar sind und die es bedingen, daß Völker, die aufs engste beieinander wohnen, trotz so vielen immer wieder angerufenen gemeinsamen Voraussetzungen

durch gewisse Züge heftiger Auseinanderstreben als Feuer und Wasser.

«Kein Glück, Glück ist für kleine Menschen, und es verdirbt sie.» Ich mußte unwillkürlich an die in Journalen und Revuen breitgetretene «Happiness» denken, an die psychischen und hygienischen Ratschläge, die ihrer Erzielung und Bewahrung dienen sollen — dann auch an jene wollüstige Glücksverachtung, die Sehnsucht nach glorreichem Untergang, oder, wie Karl Spitteler es ausdrückt, nach dem «Biß von Odins Rappen» als dem höchsten Lohn für den Helden Siegfried. Plötzlich kam mir dieses zeitlich schon weit zurückliegende Gespräch mit Derleth wieder in den Sinn, als an jenem kühlen, silbergrauen Pariser Mittag in dem Palais Matignon die beiden uralten Männer zuerst vom Glück des Spielers sprachen, dann von diesem so mechanistisch anmutenden Einfall, wonach das Glück dem Gesetze der Kompensation unterworfen sei — und endlich wieder die Hinfälligkeit solcher Anschauungen und Voraussetzungen, wenn sie auf einen Menschen angewendet werden wie Strohl: «Il n'avait pas de chance, on l'a martyrisé.» Chance ist noch ein ganz anderer Begriff als Glück, viel weniger umfassend — denn Glück deckt sich mit dem schönen, hellen, französischen Wort bonheur, der irdischen Seite der Seligkeit, auf der auch eine Gnade liegt — aber Glück ist vieldeutiger, hintergründiger, ein spätes deutsches Wort übrigens, das erst im zwölften Jahrhundert auftaucht.

«On l'a martyrisé», ich weiß nicht, worauf dies Bezug hatte (ich will es nicht erraten). Aber ich glaube nicht, daß für einen Menschen wie Strohl eine Marter, falls sie ihm auferlegt war, Leiden oder Unglück bedeutete. Bei solchen Menschen wie er verwandelt sich alles in eigener Weise — Gift kann bei ihnen zu Balsam werden, sie sind in einem Stande, von dem weit über den christlichen Bereich hinaus das Wort gilt: «Die Freiheit des innerlichen Menschen und seine Herrschaft über alle Dinge besteht darin, daß ihm jedes Ding göttlich wird und er doch keines bedarf.» Dieses Wort ist von Martin Luther.